



Aus Freude am Lesen

Im Sommer 1931 tummelt sich im Hafen von Veracruz eine bunt zusammengewürfelte Reisegesellschaft, um sich nach Bremerhaven einzuschiffen. Kaum ist der Anker gelichtet, wird die Vera zu einem Sudkessel menschlichen Narrentums: Ein US-Amerikaner, einst Baseball-Star, macht sich als alternder Playboy lächerlich, ein deutscher Verleger rühmt sich lauthals seiner Rasse, eine drogenabhängige Señorita betört den herzkranken Schiffsarzt. Die Tollheiten münden in ein groteskes Maskenfest, derweil auf dem Zwischendeck spanische Arbeiter in Schmutz und Elend dahinvegetieren.

»Das Narrenschiff«, bei Erscheinen im Jahre 1962 als weltliterarisches Ereignis gefeiert, setzte dem Versagen unserer Zivilisation am Vorabend der Nazi-Barbarei ein eindrucksvolles Mahnmal. Zugleich ist Katherine Anne Porters Gesellschaftsatire eine zeitlos gültige Kritik am chronischen Unverstand des Menschengeschlechts. Oder um es mit den Worten der Autorin zu sagen: »Wir alle sind Passagiere auf diesem Schiff.«

KATHERINE ANNE PORTER, (1890–1980), als Halbweise schon früh auf sich gestellt, begann ihre Karriere als Journalistin in Chicago und schrieb ihre ersten Erzählungen in Mexiko. Längst eine renommierte Autorin, begann sie 1941 mit der Niederschrift von »Ship of Fools«. Als der sehnlich erwartete Roman 1962 erschien, begründete er den Weltruhm der Amerikanerin. 1966 erhielt sie für ihr erzählerisches Werk den Pulitzer-Preis.

SUSANNA RADEMACHER (1899–1980) machte sich mit kongenialen Übersetzungen der Werke von George Orwell, D.H. Lawrence, Carson McCullers, Graham Greene oder Malcolm Lowry einen Namen und gilt bis heute als eine der renommiertesten Vertreterinnen ihrer Zunft.

Katherine Anne Porter

Das Narrenschiff

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von
Susanna Rademacher

Überarbeitete und kommentierte Neuausgabe

Nachwort von Elke Schmitter

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1962 unter dem Titel
»Ship of Fools«.

Für Barbara Wescott

1932
*Paris, Rambouillet, Davos Platz,
Salzburg, München,
New York, Mulhacaway, Rosemont*
1962



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2013,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Diese Ausgabe erscheint mit freundlicher Genehmigung von
Copyright © Little, Brown and Company, New York. Alle Rechte vorbehalten
Copyright © für die Übersetzung, die kommentierte Neuausgabe und das Nach-
wort by Manesse Verlag, Zürich, in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München

Umschlaggestaltung: © semper smile, München

Umschlagmotiv: © INTERFOTO / CCI

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

KR · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74499-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de.

Der Titel dieses Buchs, «Das Narrenschiff», ist von Sebastian Brant (1457–1521) übernommen, dessen moralische Allegorie im Jahre 1494 in lateinischer Sprache unter dem Titel «*Stultifera Navis*» zum ersten Mal erschien. Ich habe sie im Sommer 1932 in Basel gelesen, noch erfüllt von den Eindrücken meiner ersten Überfahrt nach Europa. Als ich dann über meinen Roman nachzudenken begann, beschloss ich, dieses fast universale, einfache Sinnbild zu übernehmen: das Schiff dieser Welt auf seiner Fahrt in die Ewigkeit. Es ist keineswegs neu – schon vor Sebastian Brant war es ein altbewährtes, vertrautes Symbol. Aber es drückt genau das aus, was ich sagen will: Ich bin ein Passagier auf diesem Schiff.

Katherine Anne Porter

Personen

an Bord der «Vera», Norddeutscher Lloyd, auf der Fahrt von Veracruz, Mexiko, nach Bremerhaven, Deutschland, von 22. August bis 17. September 1931

Deutsche

THIELE, Schiffskapitän

DR. SCHUMANN, Schiffsarzt

Der Zahlmeister und ein halbes Dutzend junge Schiffsoffiziere

Frau RITTERSDORF, die ein Tagebuch führt

Frau OTTO SCHMITT, kürzlich in Mexiko verwitwet

Herr SIEGFRIED RIEBER, der Herausgeber einer Fachzeitschrift für Damenbekleidung

Fräulein LIZZI SPÖCKENKIEKER aus Hannover, in der Damenbekleidungsbranche tätig

Herr PROFESSOR HUTTEN } Ehemaliger Leiter einer deutschen
Frau PROFESSOR HUTTEN } Schule in Mexiko und seine Frau; mit
ihnen reist ihre weiße Bulldogge BÉBÉ

Herr KARL BAUMGARTNER } Rechtsanwalt aus Mexico City, hoff-
Frau BAUMGARTNER } nungsloser Trinker; seine Frau GRETA
HANS BAUMGARTNER } und ihr achtjähriger Sohn

Herr KARL GLOCKEN, ein Buckliger, der seinen kleinen Tabak- und Zeitungskiosk in Mexiko verkauft hat und nach Deutschland zurückkehrt

Herr WILIBALD GRAF, todkranker Religionsfanatiker, der über heilende Kräfte zu verfügen glaubt

JOHANN, sein Neffe und Pfleger

Herr WILHELM FREYTAG, der mit einer Ölgesellschaft in Mexiko «zu tun» hat und nach Deutschland fährt, um seine Frau und seine Schwiegermutter nachzuholen

Herr JULIUS LÖWENTHAL, jüdischer Fabrikant und Vertreter von katholischen Devotionalien, der auf Besuch zu seiner Kusine Sarah in seine Heimatstadt Düsseldorf fährt

Schweizer

Herr HEINRICH LUTZ }
Frau LUTZ } Hotelier aus Mexiko, der nach elf Jahren
ELSA LUTZ } in die Schweiz zurückkehrt, zusammen
mit seiner Frau und ihrer achtzehnjährigen Tochter

Spanier

Eine *Zarzuelatruppe*, bestehend aus Sängern und Tänzern, die sich als Zigeuner bezeichnen und nach Spanien zurückkehren, nachdem sie in Mexiko gescheitert sind

Frauen: AMPARO, LOLA, CONCHA, PASTORA

Männer: PEPE, TITO, MANOLO, PANCHO

Kinder: RIC und RAC, Junge und Mädchen, Lolas sechsjährige Zwillinge

LA CONDESA, heruntergekommene Aristokratin, die viele Jahre in Kuba gelebt hat und als politisch Verbannte nach Teneriffa deportiert wird

Kubaner

Sechs kubanische Medizinstudenten auf der Reise nach Montpellier

Mexikaner

Frisch vermähltes Paar aus Guadalajara, Mexiko, auf Hochzeitsreise nach Spanien

Señora ESPERÓN Y CHAVEZ DE ORTEGA, Frau eines Attachés bei der Mexikanischen Gesandtschaft in Paris, reist mit ihrem neugeborenen Säugling und dem indianischen Kindermädchen NICOLASA

Pater GARZA }
Pater CARILLO } *Katholische Priester* auf der Reise nach Spanien

Politischer Agitator, ein dicker Mann in kirschrotem Hemd, der singt

Schweden

ARNE HANSEN, der mit Herrn Rieber auf Kriegsfuß steht

Amerikaner

WILLIAM DENNY aus Texas, junger Chemieingenieur, auf der
Reise nach Berlin

MARY TREADWELL, fünfundvierzigjährige geschiedene Dame, die
nach Paris zurückkehrt

DAVID SCOTT } ein junges, unverheiratetes Pärchen, beide Kunst-
JENNY BROWN } maler, auf ihrer ersten Europareise

Zwischendeckpassagiere

Achthundertsechundsiebzig Seelen, und zwar Spanier: Männer,
Frauen und Kinder, die für die Arbeit auf den Zuckerrohrplanta-
gen nach Kuba geholt wurden und infolge der Krise auf dem Zu-
ckermarkt jetzt auf die Kanarischen Inseln und in verschiedene Regi-
onen Spaniens (wo immer sie herkamen) zurückbefördert werden

Kabinenbelegung der Passagiere I. und II. Klasse

Frau RITTERSDORF

Frau SCHMITT

Mrs TREADWELL

Fräulein SPÖCKENKIEKER

JENNY BROWN (Jenny-Angel)

ELSA LUTZ

Pater GARZA

Pater CARILLO

WILHELM FREYTAG

ARNE HANSEN

DAVID SCOTT (David-Darling)

WILLIAM DENNY

KARL GLOCKEN

WILIBALD GRAF

JOHANN, sein Neffe

Herr RIEBER

Herr LÖWENTHAL

Señora ORTEGA

Kindermädchen und Säugling

LA CONDESA (allein)

Braut und Bräutigam

Herr LUTZ

Frau LUTZ

PROFESSOR HUTTEN

Frau HUTTEN

Bulldogge BÉBÉ

KARL BAUMGARTNER

Frau BAUMGARTNER

HANS BAUMGARTNER

Die *sechs kubanischen Studenten* (in zwei benachbarten Kabinen)

Die Zarzuelatruppe:

MANOLO und CONCHA

TITO und LOLA mit RIC und RAC

PEPE und AMPARO

PANCHO und PASTORA

I Einschiffung

«Quand partons-nous
vers le bonheur?»¹

Baudelaire

August 1931. – Für Reisende ist die Hafenstadt Veracruz ein kleines Fegefeuer zwischen Land und Meer, ihre Bewohner aber sind sehr stolz auf sich und ihre Stadt, die zum Teil ihr Werk ist. Ihr Dasein wird von den örtlichen Sitten und Gebräuchen bestimmt, die ihre Geschichte und Wesensart widerspiegeln, und in der angenehmen Vorstellung, ihre Gewohnheiten und Gefühle wären über jede Kritik erhaben, führen sie ihr abwechselnd gewalttätiges und lethargisches Leben in einer erfreulichen Verachtung für die Meinung Außenstehender.

Wenn sie eines ihrer zahlreichen privaten und öffentlichen Feste gefeiert haben, veröffentlichen die Zeitungen lyrische Ergüsse über den fröhlichen Verlauf, über die Üppigkeit und aristokratische Vornehmheit – zwei Ausdrücke, die sie für Synonyme halten – der Dekoration und Bewirtung; und sie können nicht genug rühmen, wie gewandt und feinfühlig die gute Gesellschaft zwischen feinsten Lebensart und zwanglosem Amüsement zu balancieren verstehe – ein Geheimnis der Welt von Veracruz, das die provinzielle Gesellschaft des Hinterlands mit bitterem Neid und überdies erfolglos nachzuahmen sucht. «Nur unsere Bevölkerung versteht sich frei und doch zivilisiert zu amüsieren», schreiben sie und fahren fort: «Wir sind ein großzügiger und warmherziger, ein gastfreier und feinfühligler Menschenschlag.» Solche Auslassungen sind nicht nur für die Leser in der eigenen Stadt bestimmt, sondern auch für die polyglotten Barbaren² der Hochebene, die allen Gegenbeweisen zum Trotz Veracruz nur als ein verpestetes Hafennest betrachten.

Vielleicht ist in dieser streitbaren Betonung feiner Lebensart ein klein wenig Unsicherheit zu spüren, genau wie in der systematisch

brutalen Behandlung, die für gewöhnlich den Passagieren zuteil wird, die auf dem Weg zu der vorübergehenden Geborgenheit eines im Hafen wartenden Schiffs durch die Hände der Veracruzanos gehen müssen. Die Durchreisenden haben keinen anderen Wunsch, als dieser Stadt den Rücken zu kehren, und die Leute von Veracruz wünschen sich nichts sehnlicher, als sie wieder los zu sein – aber erst, nachdem sie alle erdenklichen Zölle, Gebühren, Erpressungs- und Bestechungsgelder aus ihnen herausgequetscht haben, die der Stadt und ihren Bürgern zustehen. In den Augen des Durchreisenden ist Veracruz wirklich eine typische Hafenstadt, zynisch von Natur und schamlos durch Erfahrung, die sich den Fremden hemmungslos von ihrer schäbigen Seite zeigt; neun von zehn dieser Passagiere sind Schafe, die danach blöken, geschoren zu werden, und der zehnte ist ein Schurke, und es wäre ewig schade, ihn nicht zu begaunern. Jedenfalls muss man zusehen, aus jedem so viel Geld wie möglich herauszuholen, und die Zeit dafür ist immer knapp.

In der weißglühenden Hitze eines frühen Augustmorgens schlenderten einige friedliche Bürger in weißen Leinenanzügen im staubigen Schatten der nachtduftenden Goldkelchsträucher über den hartgedörrten Boden der Plaza und ließen sich auf der Terrasse des «Palacio»-Hotels nieder. Sie streckten die Beine, um ihre Schuhsohlen abzukühlen, begrüßten den schmuddeligen kleinen Kellner mit Namen und bestellten eisgekühlte Limonade. Sie alle waren seit Generationen zusammen aufgewachsen und hatten gegenseitig ihre Kusinen, Schwestern oder Tanten geheiratet; jeder wusste über die Geschäfte jedes anderen Bescheid, jeder erzählte jedem anderen jeden Klatsch, der ihm zu Ohren kam, und ließ sich das Erzählte geduldig wiedererzählen, ja, man leistete einander bei der Geburt solcher Geschichtchen mit der intimen Sachkenntnis einer Hebamme Hilfestellung. Und doch trafen sie sich hier fast allmorgendlich auf dem Weg in ihre Läden oder Büros zu einer letzten Rast vor dem Ernst der Tagesarbeit, um über die neuesten Ereignisse auf dem Laufenden zu bleiben.

Der Platz war menschenleer bis auf einen ausgemergelten kleinen Indio, der unter einem Baum auf einer Bank saß, einen Bauern

in vergilbten weißen Baumwollunterhosen, langem Hemd und mit einem breitkrepfigen alten Strohhut, den er über die Augen gezogen hatte. Seine Füße mit den brüchigen Zehennägeln und rissigen Fersen, in Sandalen mit vielfach zerrissenen und wieder verknoteten Lederriemen, lagen artig nebeneinander auf dem grauen Erdboden. Er saß aufrecht mit verschränkten Armen da und schien zu schlafen. Mit einer trägen Bewegung schob er seinen Hut zurück, zog aus seinem geflochtenen blauen Baumwollgürtel ein Päckchen kalte Tortillas und begann zu essen; er blickte um sich oder starrte in die Ferne, während er entschlossen die breiten Zähne in das zähe Backwerk grub und es ohne Genuss kaute und schluckte. Die müßigen Männer auf der Terrasse nahmen ihn nur als Bestandteil der Szenerie wahr, und er schien sie gar nicht zu bemerken.

Der Bettler, der sich jeden Tag pünktlich mit den ersten Gästen auf der Terrasse einstellte, kam, die Stümpfe seiner vier Gliedmaßen in lederne Kappen eingebunden, halb watschelnd, halb kriechend um die Ecke. Er war, als Vorbereitung auf seinen Beruf, in früher Jugend von einem Meister seines Faches so raffiniert verstümmelt und deformiert worden, dass er kaum noch einem menschlichen Wesen ähnelte. Stumm und halb blind kam er näher, die Nase fast am Boden, als folgte er einer Fährte; hin und wieder machte er eine Ruhepause und wiegte langsam seinen hässlichen zottigen Kopf in unerträglichem Leid. Die Männer am Tisch blickten flüchtig zu ihm hin wie auf einen Hund, der selbst für einen Fußtritt zu abstoßend ist, und er wartete neben jedem einzelnen geduldig auf das Klirren der kleinen Kupfermünzen, die in den klaffenden Lederbeutel an seinem Hals geworfen wurden. Wenn einer der Männer ihm eine ausgepresste Limonenhälfte hinhielt, setzte er sich auf die Schenkel zurück und ließ sich die Frucht in den aufgesperrten grässlichen Mund stecken, um dann mit malmenden Kiefern wieder vornüber zu fallen. Endlich kroch er über die Straße zur Plaza und legte sich unter die Bäume hinter dem kleinen Indio, der den Kopf nicht nach ihm wandte.

Die Männer sahen ihm träge und ausdruckslos nach, wie etwa einem vor dem Wind hertreibenden Stück Abfall; dann schweifte

ihr Blick ebenso träge, aber sachverständig musternd zu den Gruppen von Arbeiterinnen, die in buntgemusterten Baumwollfächchen, mit grell rosafarbenen oder blauen Zelluloidkämmen im schwarzen Haar, zur Arbeit gingen; weiter dann zu den Mädchen der besseren Gesellschaft, die in vorschriftsmäßiger Kirchenkleidung – duftigen schwarzen Kleidern und feinen schwarzen Spitzenmantillen über hohen Schildpattkämmen – langsam, schon ihre breiten schwarzen Fächer entfaltend, über den Platz zur Messe gingen.

Als auch das letzte Mädchen verschwunden war, wanderten die Blicke der Müßiggänger zu den vertrauten possierlichen Geschöpfen auf den nächstgelegenen Fensterbrettern und Balkonen. Ein großer grauer Kater kauerte wachsam im Fenster seines Hauses und starrte zu seinem Feind, dem Papagei, hinüber, diesem aufdringlichen Gesellen mit der menschlichen Stimme, der ihn schon so oft mit der Aufforderung betrogen hatte, sich bei ihm etwas zu fressen zu holen. Der Papagei wiederum äugte mit schiefem Kopf aus seinem bronze-achat-farbenen Auge zu dem Affen hinüber, der ihn täglich von morgens bis abends in einer unverständlichen Sprache zu verhöhnen pflegte. Der Affe sprang von der benachbarten Balkonbrüstung, soweit seine Kette es zuließ, nach dem Papagei, und der kreischte und flatterte und zerrte an seiner Beinfessel. Dann hangelte sich der Affe gelangweilt zu seinem Balkon zurück, während der Papagei mit aufgeplustertem Gefieder eintönig vor sich hinfluchte. Der Geruch der aufgebrochenen Kokosnüsse im Korb des Händlers auf dem Gehsteig verlockte den Affen dazu, hinunterzuspringen. Er schaukelte in ohnmächtiger Wut an der Fessel um seine schlanke Mitte und kletterte schließlich an der eigenen Kette wieder hinauf.

Eine Frau streckte ihren nackten Arm aus dem Fenster und reichte dem Papagei eine überreife Banane. Der Papagei nahm sie mit kurzem Dankeskrächzen und fraß sie auf, den böse drohenden Blick auf den vor Gier und Angst schnatternden Affen geheftet. Der Kater, der die Freiheit besaß, nach Belieben zu kämpfen oder zu fliehen, und darum die beiden anderen verachtete und keinen

von ihnen fürchtete, wurde vom Geruch des halb verdorbenen rohen Fleisches aufgestört, das in großen Stücken in der kleinen Metzgerbude unter ihm hing. Sogleich glitt er über das Fensterbrett und ließ sich lautlos auf die Fleischabfälle zu Füßen des Metzgers fallen. Ein rüdigter Hund sprang knurrend nach dem Kater, und es gab eine prächtige Verfolgungsjagd mit viel Gekläff und Gefauch, bis der Kater sich auf dem nächsten Baum der Plaza in Sicherheit brachte und der Hund in seiner blinden Raserei über die malträtierten Füße des auf der Bank sitzenden Indios stolperte. Der Indio holte, fast ohne sich zu bewegen, mit einer unnachahmlich flinken und ökonomischen Kniebewegung aus und versetzte dem Hund mit der harten Kante seiner Sandale einen Tritt in die mageren Rippen. Der Hund lief, unentwegt heulend, zur Metzgerbude zurück.

Einer der Männer gähnte ausgiebig, schüttelte die zerknittert vor ihm liegende Zeitung und musterte noch einmal die ganzseitige Fotografie des zerfetzten, ausgeweideten Leichnams, der im Patio des Schwedischen Konsulats neben dem kleinen Bombenkrater vor einem Hintergrund von Topfpflanzen und geflochtenen Vogelkäfigen lag. Schließlich war nur ein Diensthote, dieser junge Indio-Boy, bei der Sache ums Leben gekommen. Das Gesicht war unversehrt, die weit offenen Augen hatten einen friedlich-melancholischen Ausdruck, und eine Hand lag zierlich gespreizt auf einem Eingeweideklumpen neben ihm. An einem Tisch in der Nähe stand ein Mann auf, um sich vorzubeugen und das Bild zu betrachten; er schüttelte den Kopf. Er war ein älterer Mann mit ölig glänzendem, dunklem Gesicht, sein weißer Leinenanzug und sein weicher Kragen waren durchgeschwitzt. «Ist doch eine scheußliche Sache», bemerkte er ziemlich laut, «ein Versehen, wie gewöhnlich.»

«Natürlich, das steht auch in der Zeitung, nur etwas wortreicher», sagte der Jüngere zustimmend. Sie vertieften sich in den Leitartikel. Der Schreiber war fest überzeugt davon, dass niemand in ganz Mexiko, am allerwenigsten in Veracruz, den Wunsch habe, dem schwedischen Konsul auch nur ein Haar zu krümmen, denn dieser habe sich als zuverlässiger Freund der Stadt und als der zivi-

lisierteste und achtbarste all ihrer ausländischen Einwohner erwiesen. Die Bombe sei in Wirklichkeit für einen reichen, gewissenlosen Hauswirt im Nebenhaus bestimmt gewesen, sei aber durch einen verhängnisvollen Irrtum, den man nicht scharf genug verurteilen könne, auf dem falschen Grundstück explodiert. Solche unglücklichen Zufälle – das sah der Schreiber völlig ein – könnten zu internationalen Zwischenfällen von äußerster Tragweite führen. Die Stadt Veracruz beeile sich daher, dem Konsul und der großen, friedliebenden Nation, die er vertrat, ihr wärmstes und aufrichtigstes Bedauern auszusprechen, und sie sei sogar zu jeglichem Schadenersatz bereit, den die Diplomatie zwischen Regierungen in solchen Fällen gebiete. Glücklicherweise sei der Konsul selbst zur Zeit der Explosion nicht im Hause gewesen, sondern habe den Nachmittag mit seiner Familie bei Aquavit und Limonensaft im Hause eines Freundes zugebracht. Alle Bürger von Veracruz hegten die Hoffnung, dass der schwedische Konsul sich herbeilassen werde, über diesen tragischen Irrtum hinwegzusehen und Nachsicht zu üben, zumal die Zeiten kritisch und für jedermann gefahrvoll seien. Inzwischen werde der beklagenswerte Vorfall vielleicht insofern sein Gutes haben, als er den herzlosen, schamlosen Ausbeutern redlicher Mieter zur Warnung dienen und sie daran erinnern könne, dass die Revolution tatsächlich gesiegt habe und die Arbeiter unerschütterlich entschlossen seien, mit allen sozialen und wirtschaftlichen Missständen ein Ende zu machen und für das ihnen bereits angetane Unrecht gebührende Rache zu üben.

Der Jüngere blätterte um, und beide lasen zusammen weiter. Der Schreiber wünschte noch einen weiteren Umstand aufzuklären. Es sei klar, dass man niemandem einen Vorwurf machen könne, dass trotz des peinlichen Versehens derer, die das Werk der Zerstörung angerichtet hatten, das anlässlich des Bombenanschlags geplante Fest dann tatsächlich stattgefunden habe. Die Vorbereitungen hätten Mühe und Kosten verursacht, das Feuerwerk sei acht Tage zuvor bestellt und bezahlt worden, und ein allgemeines Triumphgefühl habe bereits in der Luft gelegen. Es wäre im höchsten Grade beschämend gewesen, die Arbeiterschaft von Veracruz um ihre

Festfreude zu bringen – nicht nur die Arbeiter selbst, sondern auch ihre charmanten Damen und ihre in der neuen Welt der Freiheit für alle aufwachsenden Kinder. Dass ein redlicher Junge, ein schlichter Angehöriger des mit Füßen getretenen Proletariats dabei so vorzeitig sein Leben lassen musste, sei selbstverständlich ein Anlass zu öffentlicher Trauer. Ein grandioses, ehrenvolles Begräbnis für die Überreste dieses Märtyrers der großen Sache der Freiheit und Gerechtigkeit sei vorgesehen, und seine trauernde Familie werde mit einer reichlichen materiellen Entschädigung bedacht werden. Schon sei durch die freiwilligen Beiträge aller Arbeitergewerkschaften der Stadt für zwei Wagenladungen voll Blumenspenden gesorgt; fünf Musikkapellen würden auf dem Weg von der Kathedrale zum Grabe Trauermärsche und Revolutionslieder spielen, und es werde erwartet, dass alle arbeitenden Männer und Frauen, sofern sie nicht gehbehindert seien, an dem großen Trauerzug teilnähmen.

«Puh, es wird heiß hier», sagte der Jüngere, während er sich mit dem Taschentuch unter dem Kragen den Nacken wischte. Der Ältere sagte fast flüsternd und kaum die Lippen bewegend: «Da sieht man's, diese Schweine können sich alles leisten. Ich habe über ein Jahr von keinem von ihnen einen Peso Miete bekommen, wer weiß, ob ich mein Geld je zu sehen kriege. Die sitzen in diesem Block von fünfunddreißig Häusern im Soledad-Viertel und fangen auf meine Kosten Flöhe ...» Die beiden blickten einander ruhig in die Augen. «Es scheint ihnen nicht klar zu sein, dass so was auch mal in die andere Richtung gehen kann.»

Der Jüngere nickte. Sie traten etwas beiseite, wo die Kellner sie nicht hören konnten. «Meine Schuhmacher haben in sieben Monaten viermal gestreikt», erzählte der Jüngere. «Sie sagen mir's fast ins Gesicht, dass sie eines Tages die Fabrik übernehmen werden. Wenn sie das probieren, brennt die ganze Fabrik ab, das verspreche ich Ihnen. Ist alles gut versichert.»

«Worauf warten wir noch?», fragte der Ältere, und in seinem wachsamen Ton lag plötzlich unverhohlene Gewalttätigkeit. «Warum haben wir uns nicht fünfzig Maschinengewehre verschafft und

gestern Abend in diese Feier hineingeschossen? Noch haben sie das Militär nicht in der Hand – warum haben wir keine Truppen angefordert? Fünfzig Maschinengewehre – was sage ich? Warum nicht fünftausend? Warum nicht einen Lastwagen voll Handgranaten? Was ist denn mit uns los? Sind wir denn ganz von Sinnen?»

Der Jüngere starrte angespannt vor sich hin, als fände in seinem Innern ein aufregendes Schauspiel statt. «Es hat ja erst angefangen», sagte er mit genüsslichem Lächeln. «Das soll sich ruhig noch ein bisschen weiterentwickeln, damit sich's auch lohnt. Keine Sorge, wir werden sie zu Brei schlagen. Sie werden nie gewinnen. Die sind wie das liebe Vieh und wissen nicht einmal, dass sie nur um einen Wechsel ihrer Herren kämpfen ... Na, ich werde noch eine Weile der Herr bleiben.»

«Nicht, wenn wir stillsitzen und uns von ihnen überrennen lassen», sagte der Ältere.

«Die werden nie gewinnen», sagte der Jüngere. Sie gingen weiter.

Auch die Zurückbleibenden ließen ihre Zeitungen auf den Terrassentischen liegen und begannen sich langsam zu zerstreuen. Sie bemerkten angewidert, dass die Straßen schon wieder von der neuesten, auf das nächste Schiff wartenden Fremdenschar wimmelten – Zugvögel von Gott weiß woher, die in ihren plumpen Sprachen daherschwatzen. Selbst ihr Spanisch war nicht das Spanisch von Mexiko. Was die Frauen unter ihnen betraf, so waren sie, abgesehen von den gelegentlich auftauchenden echten Mexikanerinnen mit ihrer sanften Schönheit, eine wie die andere, welcher verrückten Nation sie auch angehören mochten, entweder zu dick oder zu dünn, angemalte Vogelscheuchen mittleren Alters oder flachbrüstige junge Dinger mit lauten Stimmen und kurzem Haar, die in Schuhen mit niedrigen Absätzen herumlatschten und unter ihren zu kurzen Röcken Beine zur Schau stellten, die höchstens für die Augen des lieben Gottes bestimmt waren. Gelegentliche Ausnahmen von dieser Regel wurden einfach ignoriert; die Fremden waren als solche abstoßend und albern. Nie wurde man in Veracruz des Zeitvertreibs müde, sich über das Aussehen der ausländischen

Frauen lustig zu machen – über ihre Kleidung, ihre Stimmen, ihr burschikoses, unweibliches Benehmen –, ganz besonders aber über die Frauen aus Nordamerika. Zuweilen brachten oder entführten diese Schiffe reiche, bedeutende Persönlichkeiten; aber gerade weil sie reich und bedeutend waren, zeigten sie sich höchstens in einem vorbeisausenden Auto, oder sie warteten hochmütig zwischen ihren teuren Koffern auf dem Pier oder dem Bahnsteig. Ihr Äußeres war ohnehin nicht das Ausschlaggebende; sie wirkten aus anderen, höheren Gründen lächerlich, denn *sie*, die sich anscheinend völlig ahnungslos und behaglich in einer für sie geschaffenen Welt bewegten, sich von allen bedienen ließen, ohne selbst einen Finger zu rühren – sie waren gebrandmarkt, dem Untergang geweiht – so wenigstens predigten die Arbeiterführer ihren Anhängern –, und man durfte sie schon mit einer gewissen Neugier als aussterbende Rasse betrachten. Die heutigen Neuankömmlinge waren nichts Besonderes, stellten die Beobachter fest – weder besser noch schlechter als gewöhnlich, aber ein paar amüsante Variationen gab es immer.

Der Empfangschef des Hotels trat heraus, um einen Augenblick Tageslicht zu genießen, und die Kellner in ihren fleckigen, zerknitterten weißen Jacken begannen die Tische für die Mittagsmahlzeit vorzubereiten, das heißt, mit ihren Servietten Staub und Krümel von den Tischtüchern zu schlagen. Voller Verachtung blickten sie den Fremden entgegen, mit denen sie sich heute befassen mussten und die jetzt, nachdem sie sich den ganzen Vormittag in der Stadt herumgetrieben hatten, für eine Ruhepause zurückgeschlendert kamen.

Gewiss, die Reisenden waren nicht in bester Form. Steif von dem Versuch, in voller Montur auf ihren Eisenbahnsitzen zu schlafen, mit wehem Herzen, nachdem sie ihr Leben mit den Wurzeln hatten ausreißen müssen, ein wenig bedrückt durch ein geheimnisvolles Gefühl von Fehlschlag, erzwungenem Abschied und – wenn auch nur vorübergehender – Heimatlosigkeit, waren sie aus dem Zug gekrochen, der sie aus dem Landesinnern hierhergebracht hatte. Alle waren nur unzulänglich gewaschen, ungepflegt und staubbedeckt, ihre irgendwie abwesenden Augen waren vor Über-

müdung und Besorgnis dunkel umrandet, und jeder hatte mit Unterschrift und Stempel versehene Papiere bei sich, die bewiesen, dass er dann und dann und dort und dort geboren war, dass er über einen eigenen Namen und eine irgendwie geartete Bleibe in dieser Welt verfügte, dass er die Reise aus guten und hinreichenden Gründen antrat und dass es sich lohnte, seine Habseligkeiten an internationalen Grenzen zu kontrollieren.

Jeder hoffte, diese Papiere würden ihm wenigstens für den Augenblick eine gewisse Immunität gegen die Fährnisse seines Unternehmens verleihen, und jeder hatte zunächst nur den einen Gedanken, sofort, vor allen anderen, zu den verschiedenen Büros, Konsulaten und Dienststellen für dies oder das zu eilen und seine eigenen kostbaren Angelegenheiten zuerst zu regeln; es ließ sich weniger wie eine Reise als wie ein Hindernisrennen an.

Insofern waren sie alle einander gleich, und alle hatten die gleiche Hoffnung. Sie lebten als Einzelne und als Masse einzig und allein auf das Ziel hin, noch an diesem Tag sicher an Bord eines im Hafen liegenden deutschen Schiffs zu gelangen, das ganz Südamerika umrundet hatte und jetzt nach Bremerhaven fuhr. Alarmierende Gerüchte hatten die Reisenden schon vor der Abreise aus Mexico City erreicht. An der ganzen Küste tobten schwere Orkane. In Veracruz konnte es jeden Augenblick zu einer Revolution oder zu einem Generalstreik kommen – zu welchem von beiden, würde sich weisen. In mehreren Küstenstädten war eine leichte Windpockenepidemie ausgebrochen. Bei dieser Nachricht hatten alle Reisenden sich schleunigst impfen lassen, und alle hatten nun ein wenig Fieber und eine verschorfte, eiternde kleine Wunde am Schenkel oder Oberarm. Außerdem wurde erzählt, das deutsche Schiff werde möglicherweise mit Verspätung auslaufen, da es drei Tage lang auf einer Sandbank vor Tampico festgesessen und dadurch Zeit verloren hatte; aber den neuesten Nachrichten zufolge lag es im Hafen und sollte pünktlich ablegen.

Anscheinend reiste man diesmal mehr auf eigene Gefahr als gewöhnlich, und das Benehmen der Reisenden in Veracruz zeigte deutlich, dass nicht die Laune einer Vergnügungsreise, sondern

bittere Notwendigkeit sie dazu trieb, trotz solcher entmutigenden Umstände ihre Pläne in die Tat umzusetzen. Ihre Verhältnisse reichten offensichtlich von bescheidener Wohlhabenheit bis zu beengender Armut, aber jeder litt auf seiner Stufe Mangel. Die Armut ließ sich sofort aus der allgemeinen Angst vor hohen Gebühren schließen, aus dem sorgfältigen Öffnen von Brief- und Handtaschen, den gefurchten Stirnen und ängstlichen Fingern, mit denen sie das Kleingeld Münze um Münze abzählten, dem Erschrecken eines Mannes, der mit der Hand in die innere Rocktasche fuhr und eine furchtbare Sekunde lang den Verlust seines Geldes fürchtete.

Alle glaubten, dass ihr Reiseziel aus irgendeinem Grund begehrenswerter wäre als der Ort, den sie verlassen hatten, verlangten jedoch, dass dieser Ortswechsel so unverzüglich und billig wie möglich vor sich ginge. Warten und Geldausgeben waren ihr gemeinsames Los in den Händen einer Heerschar von professionellen Trinkgeldjägern, Gebühreneinnehmern, halb schlafenden Konsulatsangestellten und gelangweilten Auswanderungsbeamten, die es nicht im Mindesten interessierte, ob die Reisenden ihr Schiff erreichten oder vorher tot umfielen. Sie sahen täglich von morgens bis abends zu viele von dieser Sorte, diesen Fremden, deren biedere Kleidung den beunruhigenden Mief finanzieller und häuslicher Sorgen verströmte. Nein, diesen Typ mochten die Beamten gar nicht; solcherlei Sorgen hatten sie selbst genug.

Fast vierundzwanzig Stunden lang (denn die Taxifahrer streikten) liefen die namen- und gesichtslosen Reisenden, sich kaum noch als Menschen fühlend, ihre mannigfaltigen Kümmernisse, Erinnerungen, Absichten und durchkreuzten Pläne mit sich herumtragend, unermüdlich und schwitzend, der Verzweiflung nahe und mit leerem Magen (denn Bäcker und Eisverkäufer streikten ebenfalls) vom Hotel zur Auswanderungsbehörde, von der Auswanderungsbehörde zum Zollamt, vom Zollamt zum Konsulat, vom Konsulat zum Schiff und vom Schiff zum Bahnhof – ein letzter Versuch, die zerfaserten Enden ihrer Schicksale und Besitztümer zu fassen zu bekommen. Jedem war am Bahnhof sein Gepäck von einem Träger entrissen worden, der unverzüglich und gebieterisch die Führung

übernahm und keinen Zweifel daran ließ, wer in dieser hoffnungslos ungleichen Lage das Sagen hatte; all diese Burschen hatten sich samt dem Gepäck verflüchtigt – aber wohin? Und wann würden sie wiederkommen? Jeder begann seine Haarbürste, saubere Hemden oder Blusen und Taschentücher zu vermissen; den ganzen Tag über fühlte man sich verschmutzt, nicht einmal sauberes Wasser brachte einem Erfrischung.

So liefen die Reisenden verärgert von einer Stelle zur anderen; hin und wieder begegneten sie einander in ungemütlichen Amtsräumen, wohin das Schicksal sie verschlagen hatte; alle stöhnten über die gleichen Dinge: die nahezu unerträgliche Hitze, die unbarmherzige Weißglut des rachsüchtigen Sonnenlichts, das abscheuliche – unglaublich abscheuliche – Essen, das unverschämte Kellner den Entmutigten vorwarfen. Jeder hatte mindestens einmal einen Teller mit einer fettigen Masse, in der eine Fliege oder Kakerlake schwamm, gleichzeitig wütend und abgestumpft zurückgeschoben, hatte, ohne sich zu beschweren, bezahlt und auch noch Trinkgeld gegeben, denn etwas Gewalttätiges lag in der Luft. Man konnte ohne Weiteres wegen einer belanglosen Äußerung oder Geste ermordet werden, und das wäre ein törichtes Ende gewesen. So beschränkten sich alle auf schwarzen Kaffee, lauwarmes Bier, Flaschen mit synthetischer Limonade, aufgeweichte Salzkekse in Blechdosen und Kokosmilch, die man direkt aus der Schale trank. Die Gepäckträger kamen wieder, wenn man sie am wenigsten erwartete, quälten die Reisenden mit unnötigen Fragen und falschen Ratschlägen und verlangten für das Ausbügeln ihrer eigenen Fehler noch mehr Trinkgeld. Wie ein Albtraum ging dieses stetige, kleinliche Anzapfen ihrer Geldbeutel und Seelen weiter und weiter, ohne einen sichtbaren Fortschritt in ihren dringenden Angelegenheiten. Die Frauen überließen sich Tränenausbrüchen und die Männer Wutanfällen, was sie auch nicht weiterbrachte, und alle hatten gerötete Augenlider und dick angeschwollene Füße.

Das gemeinsame Missgeschick führte nun keineswegs dazu, dass sie sich im Leid verbunden fühlten – im Gegenteil. Jeder war darauf

bedacht, sich seinen Stolz und seine Reserviertheit zu bewahren. Nachdem sie einander während der ersten fiebrigen Stunden ignoriert hatten, schlich sich ein Ausdruck ablehnenden, feindseligen Wiedererkennens in ihre Augen, wenn ihre Blicke sich wider Willen zum zwanzigsten Mal begegneten. «Da bist du ja wieder, ich habe dich noch nie im Leben gesehen», sagten die Augen, die rasch wieder auswichen und sich eigensinnig auf die eigenen Angelegenheiten konzentrierten. Jeder erlebte die Demütigungen der anderen mit, jeder musste vor aller Ohren seine Privatangelegenheiten auspacken und wieder und wieder die peinlichen Fragen eines schmierigen kleinen Beamten beantworten, der die Auskunft zum soundsovielten Mal notierte. Sie blieben in kleinen Gruppen vor denselben Sehenswürdigkeiten stehen, sie lasen Schilder laut im Chor, sie baten dieselben Vorübergehenden um Auskunft – aber das alles verband sie nicht. Sie schienen im Hinblick auf die vor ihnen liegende lange Reise zu dem gemeinsamen Schluss gekommen zu sein, dass man bei zufälligen Reisebekanntschaften nicht vorsichtig genug sein kann.

«Aha», sagte der Empfangschef zu den in seiner Nähe stehenden Kellnern, «da kommen ja unsere *burros*³!» Mit ihren schmutzigen Tüchern wedelnd, schossen die Kellner eindeutig gehässige Blicke auf die zusammengewürfelte Schar, die schweigend von der Terrasse Besitz ergriff; die Fremden ließen sich auf die Stühle fallen und saßen dort ohne Zweck und Ziel, als wären sie bereits Schiffbrüchige. Da war wieder die unmäßig dicke Frau, deren Beine Baumstämmen glichen, mit ihrem dicken Mann im staubbedeckten schwarzen Anzug und der dicken weißen Bulldogge. «Nein, Señora», hatte der Empfangschef ihr am Tag zuvor würdevoll erklärt, «wir sind hier zwar nur in Mexiko, aber Hunde auf den Zimmern können wir dann doch nicht dulden.» Das lächerliche Frauenzimmer hatte dem Biest einen Kuss auf die nasse Nase gegeben, bevor sie es dem Pagen auslieferte, der den Hund für die Nacht im Küchen-Patio festband. Die Bulldogge Bébé⁴ hatte diese Prüfung mit der stummen Trauer ihrer heroischen Rasse über sich ergehen lassen und schien keinerlei Groll zu hegen. Ihre Besitzer

begannen jetzt sofort ihren großen Esskorb, den sie überall mit-schleppten, zu durchwühlen.

Ein dünnes, staksiges Mädchen – so ein langbeiniges Ding mit einem zu kleinen, kurzgeschorenen Kopf, der auf dem langen Hals schwankte, in einem formlosen grünen Kleid, das ihr um die Waden schlotterte – kam mit langen Schritten heran; sie redete, wie eine Pfauhenne kreischend, in deutscher Sprache auf ihren Begleiter ein, einen pummeligen kleinen Mann mit rosigem, schweinsschnäuzigem Gesicht. Ein langer, schlaksiger Mann mit ungewöhnlich großen Händen und Füßen, das weißblonde Haar über der grübelnd gefurchten Stirn in Bürstenform geschnitten, wanderte vorüber, als erkannte er das Hotel nicht wieder, kehrte dann um, setzte sich allein an einen Tisch und versank in einen Dämmerzustand. Ein etwa achtjähriger rothaariger Junge von zarter Konstitution mit Sommersprossen im grünlich-bleichen Gesicht keuchte und schwitzte in einem mexikanischen Reitanzug aus orangefarbenem Leder. Die deutschen Eltern – ein kränklich aussehender Vater und eine traurige, verbitterte Mutter – trieben ihn vor sich her. Der kleine Junge wiederholte monoton: «Ich möchte hier weg, Mutter – ich möchte hier weg», und dabei wand und krümmte er sich am ganzen Körper.

«Wohin denn?», fragte die Mutter mit schriller Stimme. «Was willst du? Sprich deutlich. Wir fahren nach Deutschland, genügt dir das nicht?»

«Ich will hier weg», sagte der kleine Junge unglücklich flehend zu seinem Vater.

Die Eltern tauschten einen Blick, und die Mutter sagte: «Mein Gott, ich verliere noch den Verstand!» Der Vater nahm den Jungen bei der Hand und zog ihn eilig in die Höhle der Hotelhalle.

«Sieh dir bloß diese Touristen an», sagte der Empfangschef zu einem Kellner, «den Jungen im August in einen Lederanzug zu stecken und ihn zum Affen zu machen!»

Die Mutter, die es gehört hatte, wandte errötend den Kopf ab und biss sich auf die Lippen; dann legte sie still das Gesicht in die Hände und blieb ein Weilchen unbeweglich sitzen.

«Wenn wir schon von Affen reden – wie würdest du *das* nennen?», fragte der Kellner, mit kaum merklichem Wedeln seines Tuches auf ein Mädchen deutend, eine Amerikanerin in dunkelblauer Baumwollhose und hellblauem Baumwollhemd; ein breiter Ledergürtel und ein blaugemustertes Halstuch vervollständigten ihren Anzug, die unverändert übernommene Alltagskleidung des mexikanischen Stadt-Indios. Sie trug keine Kopfbedeckung. Ihr schwarzes Haar war in der Mitte gescheitelt und im Nacken zu einem Knoten gedreht – eine Frisur, die in New York ziemlich altmodisch gewirkt hätte, in Mexiko jedoch noch sehr modern war. Der junge Mann, der sie begleitete, trug einen anständigen weißen Leinenanzug und einen gewöhnlichen Panamahut.

Der Empfangschef dämpfte die Stimme, allerdings nicht genug, und sprach die tödlichste Beleidigung aus, die er kannte. «Vielleicht 'ne Lesbe», meinte er. Während er ins Haus ging, stellte er mit boshafter Befriedigung fest, dass diese Amerikaner auch Spanisch verstanden. Das Mädchen erstarrte, die gut geschnittene Nase des jungen Mannes wurde weiß und verkniffen, und sie starrten einander feindselig an. «Ich habe dir ja gesagt, du sollst hier einen Rock anziehen», sagte der junge Mann. «Aber du weißt es ja besser.»

«Sei still», sagte das Mädchen mit müder, ausdrucksloser Stimme. «Sei doch still. Ich kann mich erst auf dem Schiff umziehen.»

Vier hübsche Spanierinnen, dunkelhäutig und langhalsig, mit professionell frechem Auftreten, in schwarzen Röcken aus fludde-riger Kunstseide, die sich zu eng um die schlanken Hüften spannten und die schlampigen bunten Unterrockrüschchen über den grazilen Beinen sehen ließen, hatten die ganze Stadt abgelaufen – die Plaza und die engen Gassen mit den niedrigen, schmutzig-weißen Kalkmauern, die von Kugellöchern gesprenkelt waren. Hin und her und auf und ab waren sie gerannt, sie waren in Läden hinein- und wieder herausgestürzt, und jetzt saßen sie eng zusammengedrängt auf der Terrasse und aßen Früchte, deren Schalen sie um sich verstreuten. Ihr eindringlich-aufgeregtes spanisches Geplapper klang wie das lärmende Gezirp einer streitenden Vogelschar. Begleitet wurden sie von vier schlanken, dunklen Männern mit glatt an die

schmalen Schädel geklebtem, seidig schwarzem Haar, die schmalen Taillen in breite Gürtel eingeschnürt, und ferner von zwei etwa sechsjährigen, blässlichen, frühreifen Kindern, einem Zwillingspärchen. Sie waren die Einzigen unter den Reisenden, die sich gestern hinausgewagt und an Tanz und Feuerwerk teilgenommen hatten. Sie hatten den aufsteigenden Raketen zugejubelt, sie hatten in der Menge miteinander getanzt, und dann waren sie ein Stückchen abseits gegangen und hatten mit klappernden Kastagnetten die Jota, die Malagueña, den Bolero getanzt. Zuschauer hatten sich um sie gesammelt, und zum Schluss war eines der Mädchen herumgegangen, um Geld einzusammeln, hatte ihre Unterrockrüschen geschwenkt und die Münzen im aufgehaltene Rock aufgefangen.

Die Regelung der Angelegenheiten dieser Gesellschaft war ungewöhnlich schwierig gewesen. Sie liefen in einem liederlichen Haufen herum wie halb gezähmte Tiere und maßregelten die Kinder, die in schöner Unparteilichkeit keinem gehorchten und von allen geohrfeigt und mitgezerrt wurden. Immer mit halbem Blick auf ihren formlosen, unordentlich eingewickelten Paketen, mit blitzenden Augen und nach allen Richtungen wiegenden Hüften, wurde ihr Aussehen von Minute zu Minute derangierter, was aber ihren Lebensgeistern keinen Abbruch tat. Schließlich stürzten sie auf die Terrasse, setzten sich dicht gedrängt um einen Tisch, riefen, mit den Fäusten trommelnd, nach dem Kellner und gaben unter viel Geschrei, an dem die Kinder sich furchtlos beteiligten, alle gleichzeitig ihre Bestellungen auf.

Eine unauffällige schlanke Frau mittleren Alters in konventionellem dunkelblauem Leinenkleid und breitrempeligem blauem Hut, der ihr schwarzes Haar und das recht hübsche, zierliche Gesicht mit den sprechenden dunkelblauen Augen beschattete, musterte etwas angewidert die spanische Gesellschaft, während sie am rechten Arm den kurzen Ärmel hochstriefte, um wieder die Stelle zu untersuchen, wo die Bettlerin sie gekniffen hatte. In dem weichen Armmuskel hatte sich eine harte Beule gebildet, die bereits blauviolett gefleckt war. Die Dame hätte diese schmerzende Beule gern jemandem gezeigt und leichthin, als spräche sie von jemand

anderem, gesagt: «So etwas kann doch in Wirklichkeit gar nicht passieren, finden Sie nicht auch?» Aber niemand war da, dem sie das hätte sagen können, und sie zog den zerdrückten Leinenärmel wieder herunter. Heute Morgen, nach einem kalten Bad und viel heißem – wenn auch abscheulich schlechtem – Kaffee, hatte sie sich nicht ganz so grässlich gefühlt wie gestern und war vom Hotel aufgebrochen, um dem Auswanderungsbüro noch einen Besuch abzustatten. Die Bettlerin hatte, die Knie unter den weiten, zerlumpten Röcken hochgezogen, an der Mauer gesessen und eine Tortilla mit einer scharfen grünen Pfefferschote verzehrt. Beim Herannahen der Amerikanerin hatte sie ihre Mahlzeit unterbrochen, ihre Tortilla in die linke Hand genommen und war, die gelben Augen im lederfarbenen Gesicht wie eine Waffe auf ihr Opfer gerichtet, mit hurtigen, hageren Beinen auf sie zugeeilt.

«Eine kleine milde Gabe, in Gottes Namen, aber schnell», hatte die Bettlerin drohend gesagt und der Fremden einen heftigen Stoß an den Ellbogen versetzt; diese erinnerte sich jetzt mit Vergnügen an den deutlichen Unterton von gerechtem Zorn, mit dem sie in ihrem besten Spanisch geantwortet hatte, sie werde bestimmt nichts dergleichen tun. Da hatte die Bettlerin, blitzschnell und wild wie ein zustoßender Habicht, ihre langen, harten Klauen ausgestreckt und in das Fleisch unterhalb der Schulter geschlagen; die Nägel in die Haut der Fremden gekrallt, hatte sie zugekniffen, schmerzhaft gekniffen, und gleich darauf war sie, mit den bloßen Füßen übers Pflaster patschend, entflohen. Es war wie ein böser Traum gewesen. Natürlich können solche Dinge nicht passieren, sagte sich die Frau im blauen Kleid, oder wenigstens nicht mir. Sie sank zusammen, wischte sich mit dem Taschentuch über das Gesicht und sah nach der Uhr.

Der dicke Deutsche in staubigem Schwarz und seine dicke Frau steckten die Köpfe zusammen, unterhielten sich flüsternd und nickten im Einverständnis. Dann gingen sie samt Hund und Proviantkorb über den Platz und setzten sich auf die Bank neben dem regungslosen Indio. Sie förderten in weißes Pergamentpapier gewickelte, mächtige belegte Brote zutage, die sie gemächlich ver-

zehrten, während sie abwechselnd aus dem Deckel ihrer großen Thermosflasche tranken. Der dicke weiße Hund saß, die Schnauze vertrauensvoll hochgereckt, zu ihren Füßen und schnappte mit einem «Plopp!» zu, wenn sie ihm einen Bissen zuwarfen. Sie aßen und aßen, behäbig, ernst und würdevoll, während der kleine Indio neben ihnen kein Lebenszeichen von sich gab; sein eingefallener Leib wurde von seinem leichten Atem kaum bewegt. Die deutsche Dame wickelte die übrig gebliebenen Brote mit Hausfrauenhänden wieder ein und ließ sie neben dem Indio auf der Bank liegen. Er warf einen raschen Blick darauf und wandte den Kopf wieder ab.

Die Deutschen mit Hund und Korb gingen zu ihrem Tisch zurück und bestellten eine Flasche Bier mit zwei Gläsern. Der verstümmelte Bettler unter dem Baum richtete sich witternd auf und kroch dem Geruch der Brote nach. Sich ein wenig hochreckend, ergriff er das Päckchen mit seinen lederbedeckten Armstümpfen und zog es zu sich herunter. An die Bank gelehnt, beugte er sich vor und aß gierig schlingend vom Erdboden. Der Indio saß regungslos mit abgewandtem Blick da.

Das Mädchen in der blauen Hose streckte die Hand aus, um der weißen Bulldogge den Kopf zu tätscheln und sie zu streicheln. «Ein lieber Hund», sagte sie zu der deutschen Dame, die freundlich, aber unverbindlich, ohne der Fremden in die Augen zu sehen, antwortete: «Ach ja, mein armer Bébé, er ist so brav und geduldig.» Ihr Englisch war fast akzentfrei. «Ich fürchte nur manchmal, er könnte glauben, dies alles wäre eine Strafe für ihn.» Sie feuchtete ihr Taschentuch mit ein wenig Bier an, wischte ihm liebevoll das breite Gesicht und schenkte auf eine Art, die ebenfalls fast liebevoll zu nennen war, der unansehnlich und ungehörig gekleideten Amerikanerin keine weitere Beachtung.

Alle fuhren zusammen, als die kurzhaarige junge Dame im grünen Kleid aufsprang und auf Deutsch kreischte: «Oh, was geht da vor! Oh, was machen die denn mit ihm?» Mit flatternden langen Armen deutete sie zu dem großen Baum auf der Plaza hinüber.

Ein halbes Dutzend kleine Indios hatte sich aus dem Schatten der Kirche gelöst und trabte über den Platz. Sie trugen Karabiner

unterm Arm und bewegten sich ohne Hast mit kurzen, leichten Schritten auf den auf der Bank sitzenden Indio zu. Er sah sie näher kommen, ohne die Miene zu verziehen, und ihre Gesichter trugen keinen feindlichen, sondern nur einen unpersönlichen, verschlossenen Ausdruck. Sie blieben vor ihm stehen und umstellten ihn; wortlos, blicklos, ohne zu zögern, stand er auf und ging mit ihnen, alle geräuschlos in ihren zerlumpten Sandalen und den um ihre Knöchel flatternden weißen Baumwollhosen.

Die Reisenden beobachteten die Szene so teilnahmslos, als wollten sie sich eine Neugier ersparen, die doch nicht gestillt werden würde. Im Übrigen ging es sie nichts an, was hier mit irgendjemandem geschah, selbst wenn es einer von ihnen gewesen wäre. «Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf», sagte der schweinsschnäuzige Mann zu dem grüنگekleideten Mädchen, «das ist hier nichts Ungeöhnliches. Sie werden ihn nur erschießen, weiter nichts! Vielleicht hat er eine Handvoll Chilipeffer gestohlen! Oder es handelt sich einfach um eine kleine lokalpolitische Auseinandersetzung.»

Diese Bemerkung weckte den hageren blonden Mann mit den großen Händen und Füßen aus seinem Brüten. Er richtete den langen Körper auf, stellte die vorher übergeschlagenen Beine nebeneinander und richtete den finster starrenden Blick auf den dicken kleinen Mann. «Ja», sagte er in fremdländisch gefärbtem Deutsch mit dröhnender Stimme, «es kann sehr wohl Politik sein. Hier gibt es ja nichts anderes. Politik und Streiks und Bomben. Sogar das Schwedische Konsulat müssen sie bombardieren. Ein unglückseliges Versehen, sagen sie – eine Lüge! Warum ausgerechnet das Schwedische Konsulat, wenn ich fragen darf?»

Der schweinsschnäuzige Herr brauste sogleich auf und erwiderte laut in vulgärem Ton: «Warum nicht zur Abwechslung mal das Schwedische Konsulat? Warum sollen andere Völker nicht auch mal Unannehmlichkeiten haben? Warum sollen immer nur die Deutschen in diesen verdammten fremden Ländern zu leiden haben?»

Der lange, hagere Mann überhörte diese Fragen. Er sank wieder in sich zusammen, und seine weißen Augenwimpern schlossen sich

über seinen blassen Augen, während er in gleichmäßigen Zügen an dem Strohalm der vor ihm stehenden Limonade sog. Die Deutschen an den Nebentischen rutschten unbehaglich hin und her, ihre Gesichtszüge wurden abweisend vor Missbilligung. Wie unangebracht, wie unschicklich, sagten ihre zimperlichen Mienen; das ist die Sorte von Deutschen, die uns im Ausland in Verruf bringt. Der kleine Dicke saß gerötet und aufgeplustert da, als grollte er wegen einer tiefen persönlichen Beleidigung. Es folgte ein langes Schweigen in Schweiß und Hitze der unbarmherzigen Sonnenglut; dann kam alles in Bewegung und stand auf; Stühle wurden zurückgeschoben, Pakete wurden eingesammelt, und einer nach dem anderen machte sich auf den Weg. Das Schiff sollte um vier Uhr ablegen, es war Zeit zum Aufbruch.

Dr. Schumann überquerte mit dem disziplinierten Schritt eines alten Militärs das Deck und pflanzte sich an der Reling auf; entspannt ohne Schlaffheit, die Hände an den Seiten herabhängend, beobachtete er den unordentlichen Zug von Passagieren, der die Gangway heraufkam. Er hatte eine schön gebogene Adlernase, einen wohlgeformten, nicht unbedeutenden Kopf und auf der linken Wange zwei grobe dunkle Schmissee, der eine für deutsche Begriffe ein Prachtstück, ein beneidenswerter Durchzieher vom Ohr bis zum Mund, so gut gezielt, dass er seinerzeit bis auf die Backenzähne durchgegangen sein musste. Obwohl das schon viele Jahre zurücklag, war die Narbe noch immer eine breite, knotige Wulst. Dr. Schumann trug sie mit derselben Würde wie seine sechzig Jahre, und beides stand ihm gut. Seine hellbraunen Augen, die unbewegt auf eine Stelle gerichtet blieben, an der alle Passagiere vorübergingen, blickten weder grübelnd noch neugierig, sondern freundlich-zerstreut, ja, sogar irgendwie liebevoll. Er machte den Eindruck eines liebenswürdigen, wohlgezogenen und vollkommen beherrschten Menschen, wie er da vor einem Hintergrund von blondhaarigen, sehr jungen und nicht sehr großen, weiß uniformierten Schiffsoffizieren stand, während die Schiffsmannschaft, große, biedere Matrosen mit offenerherzigen Gesich-

tern, mit den ausdruckslosen Mienen und dem aufmerksamen Gebaren der durch und durch disziplinierten Untergebenen ihren Pflichten nachging.

Die Passagiere, die nach dem modrigen Dämmer des Zollschuppens blinzelnd im grellen Sonnenlicht standen, wirkten samt und sonders wie Invaliden, die sich mit letzter Kraft ins Hospital schleppen. Dr. Schumann bemerkte einen Mann mit einem so starken Buckel, wie er selten einen gesehen hatte, einen Zwerg, der von oben her so aussah, als wären seine Beine an den Schulterblättern angewachsen, als ruhte der abfallende Brustkasten auf dem schaukelnden Becken und der Kopf mit dem langgezogenen, herben, geduldigen Leidensgesicht unmittelbar vor dem Buckel. Ihm folgte ein hochgewachsener Jüngling mit goldglänzendem Haar und mürrischem Mund; er schob einen leichten Rollstuhl vor sich her, in dem ein todkranker, müder kleiner Mann mit spärlichem graumeliertem Schnurrbart saß; seine gespreizten Hände lagen schlaff auf der braunen Decke, die seine Knie bedeckte, seine Augen waren geschlossen, und sein Kopf rollte mit den Bewegungen des Rollstuhls leicht hin und her – das einzige Lebenszeichen, das an ihm zu bemerken war.

Eine junge Mexikanerin in der für ihre Gesellschaftsschicht üblichen eleganten Trauerkleidung, zermürbt und entkräftet nach einer kürzlichen Entbindung, kam langsam über die Gangway; sie stützte sich auf den Arm des indianischen Kindermädchens, das den Säugling in einem lang herunterwallenden, bestickten Gewand auf dem anderen Arm hatte. Die Indianerin trug mit funkelnden Steinen besetzte Ohringe, und ihr weiter, bunt bestickter Pueblo-Rock enthüllte bei jedem Schritt für einen kurzen Augenblick ihre sittsam ausschreitenden, zierlichen nackten Füße. Ein ziemlich farbloses Ehepaar folgte, offenbar die Eltern des stämmigen Mädchens, das zwischen ihnen ging und beide an Größe und Gewicht übertraf; alle drei blickten mit stumpfen, verwirrten Mienen um sich. Zwei einander sehr ähnliche mexikanische Priester mit strengem Blick und blauschwarzen Wangen gingen rasch um den langsamen Zug herum und setzten sich an die Spitze. «Schlechtes Vorzeichen

für diese Überfahrt», sagte ein junger Offizier zu einem anderen, und beide blickten diskret nach der anderen Seite. «Immerhin, nicht so schlimm wie Nonnen», meinte der zweite, «sinken tut ein Schiff nur, wenn Nonnen drauf sind.»

Die vier hübschen, schlampigen Spanierinnen mit ihrem straff über die Ohren zurückgekämmten schwarzen Haar und den dünnsohligen schwarzen Schühchen, deren Spitzen zu kurz und deren hohe Absätze schiefgetreten waren, verabschiedeten sich seelenruhig mit vielen Küssen von einem halben Dutzend ortsansässigen jungen Männern, die mit Blumen und Obstkörben ans Schiff gekommen waren. Dann gesellten sich ihre eigenen vier jungen Männer mit den Wespentailen zu ihnen, und sie schlenderten zusammen hinauf, die Mädchen mit taxierenden Blicken auf die Reihe der blondhaarigen jungen Offiziere. Die Zwillinge trotteten gleichgültig hinterher; sie hatten verschmierte Gesichter und naschten ununterbrochen Süßigkeiten aus schmuddeligen Tüten. Dann kam eine Reihe von Nordamerikanern, deren Gesichtszüge Dr. Schumann kaum zu unterscheiden vermochte, nur dass es sich um Amerikaner handeln musste, war offensichtlich. Sie waren im Allgemeinen magerer und zartknochiger als die Deutschen, aber nicht so grazil wie die Spanier und Mexikaner. Außerdem war es ihm unmöglich, sie – wie die Angehörigen anderer Nationen – gesellschaftlich zu klassifizieren; alle hatten merkwürdig gespannte, geistesabwesende Gesichter, die aber fast nie irgendwelche Schlüsse auf ihren Charakter zuließen. Eine recht hübsche Frau mittleren Alters in Dunkelblau machte einen sehr ehrbaren Eindruck, bis auf einen großen, unregelmäßigen blauen Fleck an ihrem Arm unterhalb des kurzen Ärmels – höchstwahrscheinlich ein Andenken an eine Liebesnacht –, der absolut nicht zu ihr passte und ihr etwas leicht Anrühiges verlieh. Das Mädchen in der blauen Hose hatte schöne Augen, aber ihr freches, leichtfertiges Auftreten machte sie Dr. Schumann trotz ihres guten Aussehens unsympathisch, denn seiner Ansicht nach war Bescheidenheit die schönste Tugend für ein junges Mädchen. Der junge Mann an ihrer Seite hatte ein edel geschnittenes Profil mit Römernase und abweisende blaue Augen –

eigensinnig wie ein störrisches Kaltblut. Ein großer, schlaksiger, dunkler Bursche, der, wie Dr. Schumann sich erinnerte, in irgendeinem texanischen Hafen an Bord gekommen war, kehrte von einem Landausflug zurück; er hielt sich dicht hinter den spanischen Mädchen und musterte sie mit einem Blick, den man nur lüstern nennen konnte.

Noch bevor die Einschiffung beendet war, verlor Dr. Schumann das Interesse und ging weiter; die Offiziere zerstreuten sich, und die Hafendarbeiter, die ohne Hast die Ladung übernommen hatten, begannen rufend hin- und herzurennen. Noch waren das Gepäck und ein Teil der Kinder und Erwachsenen nicht an Bord, und die bereits eingeschifften Passagiere liefen mit verwirrten Mienen umher, als hätten sie an Land etwas sehr Wichtiges zurückgelassen, wüssten aber nicht mehr, was. In verlorenen, beziehungslosen Grüppchen gingen sie schweigend auf den Pier zurück, wo sie müßig herumstanden und den Hafendarbeitern zusahen, die die Tauen der Ladekräne einholten. Formlose Bündel und Ballen, schlecht verpackte Sprungfederrahmen und Matratzen, billige Sofas und Küchenherde, Klaviere in leichten Verschlägen und alte Lederkoffer wurden in den Laderaum hinuntergelassen, außerdem eine Wagenladung Pueblo-Fliesen, ein paar tausend Silberbarren für England, eine Tonne Rohgummimasse, gebündelter Hanf und Zucker für Europa. Das Schiff gehörte nicht zu jenen spezialisierten Frachtern für seltene Waren, noch viel weniger zu den eleganten Vergnügungsdampfern, die, stets frisch überholt und neu ausgestattet, aus New York kamen und Scharen von wohlhabenden, gut gekleideten Touristen mit viel Geld in der Tasche brachten. Nein, die «Vera» war ein kombinierter Fracht- und Passagierdampfer von sehr stabiler, breit ausladender Bauart, der jahrein, jahraus von einem entlegenen Hafen zum anderen stampfte, reizlos und zuverlässig wie eine deutsche Hausfrau.

Die Passagiere begutachteten ihr Schiff mit dem Interesse und der seltsamen erwachenden Zuneigung, die selbst das hässlichste Schiff einflößen kann, mit dem Gefühl, dass ihre wie immer gearbeteten Angelegenheiten nun endgültig im Laderaum und in den

Kabinen verstaubt seien. Sie wanderten zur Gangway zurück – das kreischende Mädchen in Grün, das dicke Ehepaar mit der Bulldogge, eine kleine, rundliche Deutsche in Schwarz mit glänzend braunem, geflochtenem Haar und einer massiven goldenen Halskette sowie ein untersetzter deutscher Jude mit besorgter Miene und einem schweren Musterkoffer.

Im allerletzten Augenblick erschien am Fuß der Gangway eine festlich erregte Hochzeitsgesellschaft: die Damen ein Schwarm von Spitzenhüten und duftigen, zartfarbenen Kleidern, die Herren in makellos weißem Leinen, eine Nelke im Knopfloch. Es war eine mexikanische Hochzeit, aber unter den Brautjungfern befanden sich mehrere Nordamerikanerinnen. Braut und Bräutigam waren jung und schön, im Augenblick allerdings etwas erschöpft und verschlissen von den ausgedehnten Prüfungen, die noch immer nicht ganz überstanden waren. Die Mutter des Bräutigams klammerte sich, leise und bitterlich weinend, an ihren Sohn, küsste ihn auf die Wange und gurrte wie eine trauernde Taube: «Ach, du Freude meines Lebens, Söhnchen meines Herzens, habe ich dich wirklich verloren?»

Während der Vater sie mit dem Arm stützte, umarmte sie ihren Sohn, und der Bräutigam küsste sie, tätschelte ihr die mit einer dicken Rouge- und Puderschicht bedeckten Wangen und flüsterte pflichtschuldigst: «Nein, nein, mein liebes, süßes Mamachen, in drei Monaten sind wir ja wieder da.» Bei diesen Worten zuckte die Mutter stöhnend zusammen, als hätte sie von ihrem Kind einen tödlichen Schlag empfangen, und sank schluchzend in die Arme ihres Gatten.

Die junge Frau im bräutlichen Reisekostüm stand, umgeben von den Brautjungfern, zwischen ihren Eltern, die sie bei den Händen hielten, und die drei Gesichter waren ruhig, ernst und einander sehr ähnlich. Sie warteten geduldig und ein wenig streng, wie auf das Ende einer ermüdenden, aber unumgänglichen Zeremonie; schließlich besannen sich die Brautjungfern auf ihre Pflicht; jede brachte etwas schüchtern ein verziertes Körbchen zum Vorschein und begann den darin befindlichen Reis auszustreuen; sie lächelten

krampfhaft, nur mit den Lippen, während ihre ängstlich-wach-samen Augen das Gefühl verrieten, dass in dieser Angelegenheit der Augenblick für lustige Scherze eigentlich verpasst sei. Schließlich gingen Braut und Bräutigam flink die Gangway hinauf, die im nächsten Augenblick hochgezogen wurde, während sich die Familien und Freunde auf dem Pier zu einer winkenden Gruppe zusammenschlossen. Braut und Bräutigam wandten sich um und winkten – eine Spur ungeduldig – ihren Quälgeistern noch einmal zu, dann eilten sie fast im Laufschrift Hand in Hand quer über das Deck zur anderen Seite hinüber. Sie erreichten die Reling wie eine segensreiche Zufluchtsstätte, lehnten sich aneinander und blickten aufs Meer hinaus.

Das Rumpeln, Schaukeln und Stampfen des Schiffs wurde zu lang-samem Rollen, als der Impuls der Maschinen seinen gleichmäßigen Schlag annahm; die Schlepper zu beiden Seiten stießen bellend und spuckend vor, und der Streifen schmutzigen Wassers zwischen dem Schiff und der Kaimauer wurde allmählich breiter. Mit einem Mal drängten sich alle Passagiere mit einer einzigen, gemeinsamen Bewegung an Deck zusammen, als verließen sie ein Land, das ihrem Herzen teuer war, standen an der Reling, blickten verwundert der zurückweichenden Küste nach und winkten, riefen und warfen Handküsse hinüber zu den vereinsamten Grüppchen am Pier, die zurückriefen und -winkten. Alle Schiffe im Hafen dippten die Flaggen, und die Musiker der kleinen Kapelle an Deck spielten ein paar Takte von *«Adieu, mein kleiner Gardeoffizier, adieu, adieu ...»*,⁵ um dann gleichgültig die Instrumente zusammenzupacken und zu verschwinden, ohne noch einen Blick auf Veracruz zu werfen.

Aus der Bar trat ein unmenschlich dicker Mexikaner in kirsch-rottem Baumwollhemd und hängenden blauen Drillichhosen. Einen großen Maßkrug mit Bier schwenkend, schritt er zur Reling, bahnte sich mit den Ellbogen seinen Weg durch zurückweichende Körper und brach in eine Art Stiergebrüll aus. *«Adiós, México, mi tierra adorada!»*,⁶ grölte er unmelodisch, während sein gedunsenes Gesicht röter wurde als sein Hemd, während Stirn und Kehle sich

spannten und die dicken violetten Adern an seinem mächtigen, schwitzenden Hals anschwellen. Mit streng gerunzelter Stirn schwenkte er seinen Maßkrug; als ihm der Kragenknopf absprang und ins Wasser flog, riss er, nach Atem ringend, sein Hemd noch weiter auf. «*Adiós, adiós para siempre!*»,⁷ heulte er inbrünstig, und über die öligen Wellen kam das leise Echo im Chor: «*Adiós, adiós!*» Genau aus der Mitte des Schiffs stieg wie die Antwort einer melancholischen Seekuh ein langgezogenes, tiefes, hohles «Muh!» auf. Einer der jungen Offiziere trat ruhig hinter den dicken Mann; sein Schuljungengesicht hatte einen sehr entschiedenen Ausdruck, als er leise in unbeholfenem Spanisch sagte: «Gehen Sie bitte nach unten, wo Sie hingehören. Sehen Sie nicht, dass das Schiff abgelegt hat? Die oberen Decks sind für Dritte-Klasse-Passagiere verboten.»

Der grölende Mann fuhr herum und musterte das Bürschchen einen Augenblick in blindem Zorn. Ohne zu antworten, warf er den Kopf zurück und trank sein Bier aus, dann warf er den Maßkrug mit weitem Armschwung über Bord. «Wenn es mir beliebt», brüllte er in die Luft, stapfte aber sofort heftig grollend davon. Der junge Offizier ging weiter, als hätte er den Dicken weder gesehen noch gehört. Eine der Spanierinnen, die ihm im Weg stand, lächelte ihn mit blitzenden Zähnen und Augen herausfordernd an. Er antwortete mit einem milden Blick und trat leicht errötend beiseite, um sie vorbeizulassen. Ein schlichter rotgoldener Verlobungsring glänzte an seiner linken Hand, die er fast instinktiv mit einer abwehrenden Bewegung hob.

Die Passagiere untersuchten ihre engen, stickigen Kabinen: an der einen Wand zwei altmodische Kojen übereinander, an der anderen eine schmale, harte Couch für den unglücklichen Dritten; sie lasen die – meist deutschen – Namen auf den Türschildern, beäugten mit Misstrauen und spontaner Abneigung das fremde Gepäck, das neben dem ihren aufgestapelt war, und jeder entdeckte etwas wieder, was er für eine Weile verloren geglaubt hatte, obwohl er es nicht hatte benennen können – seine Individualität. Stückchen für Stückchen tauchte sie, von der Reise abgenutzt, schüchtern, aber noch lebensfähig, aus einem Gepäckstück oder einem vertrauten Gegenstand

auf – aus Dingen, die zu besitzen einmal sein Stolz gewesen war und die ihm nun, da er sie in fremder, vielleicht ungastlicher Umgebung wiedersah, versicherten, dass er nicht immer ein geplagter Fremder, eine Nummer, ein unbekannter Name und eine Karikatur auf einem Reisepass gewesen sei. Beruhigt durch diese Wiederherstellung ihrer Selbstachtung, betrachteten die Passagiere sich im Spiegel und erkannten sich allmählich wieder; sie wuschen sich das Gesicht, kämmteten sich das Haar und brachten sich etwas in Ordnung, dann begaben sie sich auf die Suche nach den Damen- oder Herrentoiletten, der Bar und dem Rauchsalon, dem Barbier- und Friseurladen und den wenigen Badezimmern. Die meisten Passagiere kamen zu dem Schluss, dass das Schiff, wenn man den Fahrpreis bedachte, um nichts besser war, als man erwarten konnte – tatsächlich eine ziemlich ärmliche, schäbige Angelegenheit.

An Deck waren die Stewards überall dabei, Liegestühle aufzustellen, diese an der die Wand entlanglaufenden Stange festzuschnallen und die Namenskärtchen in die am Kopfende angebrachten Metallschlitze zu stecken. Das große Mädchen im grünen Kleid fand sogleich ihren Liegestuhl und ließ sich schlaff hineinfallen. Der grobknochige Mann mit der finsternen Stirn, der über den Bombenanschlag auf das Schwedische Konsulat so böse gewesen war, räkelte sich schon in dem Stuhl neben ihr. Sie drehte den kleinen Kopf hin und her, lachte ihm gackernd zu und sagte mit schriller Stimme: «Da wir nebeneinandersitzen werden, können wir uns ja gleich bekannt machen. Ich bin Fräulein Lizzi Spöckenkieker und wohne in Hannover. Ich habe meine Tante und meinen Onkel in Mexico City besucht und ach, ich finde es einfach himmlisch, dass ich auf diesem guten deutschen Schiff bin und wieder nach Hannover fahre!»

Der grobknochige Mann schien, ohne sich zu bewegen, in seinen lockersitzenden, leichten Anzug hineinzuschrumpfen. «Arne Hansen, zu Ihren Diensten, mein liebes Fräulein», sagte er in einem Ton, als würden die Worte mit einer Kneifzange aus ihm herausgezogen.

«Oh, ein Däne!», kreischte sie entzückt.

«Schwede», sagte er, sichtlich zusammenzuckend.

«Was ist da für ein Unterschied?», kreischte Lizzi, während ihr

geheimnisvollerweise die Tränen in die Augen stiegen und ihr Lachen einen etwas gequälten Ton annahm. Hansen entflocht seine übergeschlagenen langen Beine, stützte die Hände auf die Armlehnen, als wollte er aufstehen, und sank dann verzweifelt zurück, wobei seine Augen beinahe unter seinen wulstig gerunzelten Brauen verschwanden. «Das ist kein gutes Schiff», sagte er verdrießlich, als redete er mit sich selbst.

«Oh, wie können Sie das sagen?», schrie Lizzi. «Es ist ein wunderschönes – aha, da ist ja wieder der Herr Rieber!» Und sie beugte sich weit vor und warf beide Arme hoch, um sich dem näher kommenden schweinschnäuzigen kleinen Mann bemerkbar zu machen. Herr Rieber erwiderte galant ihren Gruß und zwinkerte ihr schelmisch zu. Bei ihrem Anblick beschleunigte er seinen Schritt, und seine Hose spannte sich über seinem festen Spitzbauch und seinen apfelprallen, runden Gesäßbacken. Er stolzierte triumphierend einher wie ein sich spreizender, kurzbeiniger Gockel. Die Nachmittagssonne schien auf die hellen, stoppeligen Borsten seines kurzgeschorenen, wulstigen Schädels. Überm Arm trug er einen schmutzigen Regenmantel, aus dessen Tasche eine zusammengefaltete Zeitung ragte.

Herr Rieber hatte sich dafür entschieden, die kleine Szene auf der Terrasse in Veracruz zu ignorieren, und tat darum so, als hätte er Hansen noch nie gesehen. Er blieb vor ihm stehen, musterte die Karte über dessen Kopf und sagte den folgenden Satz in mehreren Sprachen – erst auf Französisch, dann auf Russisch, dann auf Spanisch und schließlich auf Deutsch: «Tut mir leid, Sie stören zu müssen, aber das ist mein Stuhl.»

Hansen hob eine Augenbraue und rümpfte die Nase, als ob Herr Rieber schlecht oder noch mehr als schlecht röche. Er richtete sich auf, sagte, während er sich erhob, auf Englisch: «Ich bin Schwede», und ging.

Herr Rieber rief ihm mit rosa angelaufenem Gesicht und zitternder Schnauze tapfer nach: «So, Schwede sind Sie? Ist das ein Grund, meinen Stuhl zu nehmen? Na schön, in solchen Sachen kann ich auch Schwede sein.»

Lizzi sah ihn mit schiefem Kopf an und sagte in fast singendem Ton: «Er hat es nicht böse gemeint. Schließlich haben Sie ja nicht in Ihrem Stuhl gegessen.»

Herr Rieber antwortete liebevoll: «Da mein Stuhl neben Ihrem steht, möchte ich, dass er immer für mich frei ist.» Mit einem kleinen Grunzen ließ er sich hineinsinken, zog die alte Nummer der «Frankfurter Zeitung» aus der Regenmanteltasche und begann, die Unterlippe geschürzt, ruhelos damit zu rascheln.

Lizzi sagte: «Es ist nicht nett, sich zu Anfang einer langen Reise zu zanken.»

Herr Rieber ließ die Zeitung sinken und schob seinen Regenmantel beiseite. Er warf ihr einen übermütig-liebenswürdigen Blick zu und sagte: «Sie wissen sehr gut, dass ich mich mit diesem großen, hässlichen Burschen nicht um den Stuhl gezankt habe.»

Lizzi wurde sofort noch übermütiger als er. «Ach, ihr Männer!», kreischte sie ausgelassen. «Einer wie der andere!» Sich hinüberbeugend, schlug sie ihm mit ihrem geschlossenen Papierfächer dreimal auf den Schädel. Herr Rieber war zu einer lustigen Kabbeleien nur allzu bereit. Wie wunderbar, wie anziehend waren doch diese großen, dünnen Mädchen mit den langen X-Beinen und den langen, schmalen Füßen, die unter den flatternden Röcken wie Storchenbeine ausschritten! Er klopfte ihr sanft mit dem Zeigefinger auf den Handrücken, so auffordernd und vielsagend, dass sie mit vernügte blitzenden Zähnen immer fester und schneller zuschlug, bis seine Schädeldecke rot anlief.

«Oh, was für ein unartiges Mädchen!», sagte er, als er sich zu guter Letzt der Bestrafung entzog, strahlte sie aber weiter an – unbesiegt, sogar höchst angeregt. Sie stand auf und spazierte das Deck entlang. Er wälzte sich aus seinem Stuhl und hüpfte ihr nach. «Wie wär's mit Kaffee und Kuchen?», rief er eifrig. «Wird jetzt in der Bar serviert.» Er leckte sich die Lippen.

Zwei aufgetakelte junge Kubanerinnen, denen man ihr Gewerbe eindeutig ansah, saßen in der Bar, wo sie schon eine Stunde vor Ablegen des Schiffs damit begonnen hatten, Karten zu spielen. Sie



Katherine Anne Porter

Das Narrenschiff

Roman

Taschenbuch, Broschur, 704 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-74499-2

btb

Erscheinungstermin: Dezember 2012

Die Wiederentdeckung eines Meisterwerks: »Das Narrenschiff«, bei Erscheinen im Jahre 1962 als weltliterarisches Ereignis gefeiert, setzte dem Versagen unserer Zivilisation am Vorabend der Nazi-Barbarei ein eindrucksvolles Mahnmal. Zugleich ist Katherine Anne Porters Gesellschaftssatire eine zeitlos gültige Kritik am chronischen Unverstand des Menschengeschlechts. Oder um es mit den Worten der Autorin zu sagen: »Wir alle sind Passagiere auf diesem Schiff.«